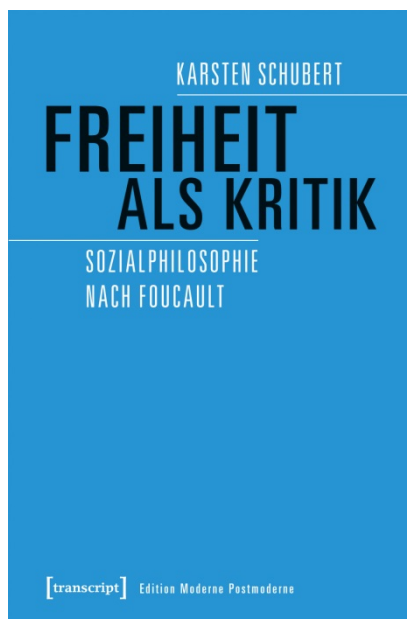


## Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 2/2018

### Karsten Schubert: Freiheit als Kritik. Sozialphilosophie nach Foucault.

Bielefeld: transcript, 2018, 357 S., ISBN: 978-3-8376-4317-6



Mit der überarbeiteten Fassung seiner Dissertation unter dem Titel „Freiheit als Kritik“ weckt der junge Philosoph Karsten Schubert große Erwartungen, klingen darin doch bekannte philosophische Schriften wie zum Beispiel die Kantschen Kritiken an. Sein Ziel ist es, mit der Arbeit der politischen Debatte um Freiheitsbegriffe einen weiteren hinzuzufügen. Freiheit als Kritik soll die „spezifischen Sorgen“ (S. 12) der negativen, reflexiven und sozialen Freiheit integrieren, ihre Schwachstellen ausleuchten und korrigieren (ebd.). Er will mit Foucault die „innere“ Unfreiheit von Subjekten als Problem konzipieren und damit den liberalen ‚Mythos des Gegebenen‘ durchbrechen, ohne dabei in illiberale Totalpolitisierung zu verfallen“ (S. 13). Dieses ambitionierte Programm motiviert er mit der sozialphilosophischen Debatte bei und um Michel Foucault. Ausgangspunkt der Studie ist das, was Schubert als „Freiheitsproblem bei Foucault“ (S. 14) bezeichnet: ob die Subjekte wirklich so tiefgreifend von Macht bestimmt sind, dass Freiheit, Widerstand und Kritik nicht mehr konzipiert werden können (ebd.). Die Lösung, die Schubert für dieses Problem anbietet, ist Freiheit als die Fähigkeit zur reflexiven Kritik der eigenen Subjektivierung – kurz: *Freiheit als Kritik*.

Schubert rekonstruiert in seiner Arbeit die sozialphilosophische Debatte um Foucault in vier Schritten, in denen er anhand der jeweils stärksten Vertreterinnen bzw. Vertreter systematisch unterschiedliche Strategien analysiert, Foucault zu kritisieren und zu verteidigen. Damit zeichnet er die Debatte um das Freiheitsproblem bei Foucault nach – nicht historisch, sondern anhand der Argumente, des Wechselspiels zwischen vorgetragener Kritik und Verteidigung. Den Anfang macht unter der Überschrift „Foucault ist kohärent“ ein kurzes Kapitel zu Paul Patton, der herausarbeitete, dass Foucault entgegen dem Vorwurf, er würde Macht nur als Einschränkung definieren, mit einem positiven Freiheitsbegriff arbeitet: Der Mensch hat die Fähigkeit, über seine eigene Identität zu bestimmen. Macht stellt die Möglichkeiten des Subjektseins überhaupt erst zur Verfügung und begrenzt sie dadurch grundsätzlich. Er unterscheidet damit das *Freiheitsproblem der Subjektivierung* vom *Freiheitsproblem der Machtdetermination* und dazu passend die Freiheitsbegriffe der Kritik und des Andershandeln-Könnens.

Mit Thomas Lemke folgt Schubert in dem Kapitel „Foucault korrigiert sich“ der Auffassung, dass es im Gegensatz zu Pattons Folgerungen in Foucaults Werk ernsthafte sozialtheoretische Probleme, resultierend aus dem Freiheitsproblem der Machtdetermination gibt, Foucault diese aber erkennt und in seinem Spätwerk durch die „Entdeckung der Regierung“ (S. 20) korrigiert: Regierung sei immer schon auf die Freiheit des Subjekts angewiesen und arbeite mit ihr, was klar mache, dass es eine einfache Machtdetermination nicht gebe (ebd.). Das Freiheitsproblem der Subjektivierung kann durch eine Differenzierung von Subjektivierungsregimen gelöst werden. Schubert folgt dabei der Lesart der *radikalen Immanenz*: Es gibt nicht nur keine machtfreien, sondern auch keine regierungsfreien Räume, weshalb Freiheit nur im Immanenzraum der Regierung gefunden werden kann – „als Regierung, die so

subjektiviert, dass Subjekte die Fähigkeit der kritischen Reflexion ihrer eigenen Subjektivierung ausbilden“ (S. 22).

Die mit Lemke herausgearbeitete Unterscheidung von Sozialphilosophie und Genealogie bei Foucault greift Schubert anschließend im Kapitel zu Martin Saar unter der Überschrift „Foucault kritisiert kohärent“ auf und schlägt einen Übergang vom Kritikmodus der Genealogie zum Kritikmodus der politischen Theorie vor (S. 24). Regierung muss normativ danach differenziert werden, wie sie subjektiviert und wie Freiheit als Kritik durch Subjektivierung instanziiert werden kann (ebd.).

Die Einsicht, dass es sinnvoll ist, zur politischen Theorie zu wechseln, weil Foucault allein nicht zur Lösung des Problems ausreicht, setzt die Prämisse für den vierten Abschnitt – „Foucault ist nicht genug“ –, in dem sich Schubert mit Amy Allens Vorschlag auseinandersetzt, Foucault und Habermas in einem Modell immanenter Kritik zusammenzubringen, das sowohl Machtbedingtheit als auch Freiheit erklären soll. Freiheit muss für Schubert in einer pluralistischen Gesellschaft als ein umstrittenes Konzept aufgefasst und der Umgang mit dem politischen Streit von vornherein in die Freiheitskonzeption eingeschrieben werden. Die Lösung des Freiheitsproblems der Subjektivierung könne in einer postfundamentalistisch-pluralistischen Demokratietheorie gefunden werden (S. 25). Im Ergebnis sieht Schubert seine These untermauert, dass „Freiheit als Fähigkeit zur reflexiven Kritik der eigenen Subjektivierung verstanden werden kann, die Effekt von freiheitlicher Subjektivierung durch pluralistische und postfundamentalistische Institutionen ist“ (S. 295). Daran anschließend schlägt er vor, eine Demokratietheorie zu entwickeln, die den Begriff der Freiheit als Kritik systematisch integriert, wofür er mit seiner Studie die Möglichkeit eröffnet habe (S. 312). Er fordert einerseits „selbstreflexive, selbstkritische und änderungsoffene politische Institutionen“ (S. 311). Andererseits soll Freiheit als Kritik „so auch auf alle ethisch-politischen Projekte wirken und ihren Mitgliedern die Fähigkeit geben, sich auch kritisch zu diesen ethisch-politischen Subjektivierungsregimen zu verhalten“ (ebd.).

Schuberts Verdienst mit dieser Studie liegt unzweifelhaft in der systematischen Aufbereitung der Freiheitsdebatte bei Foucault. Begriffe werden verständlich abgegrenzt, Argumente geschärft und Überlegungen zusammengeführt. Die Frage nach der inneren (Un-)Freiheit von Subjekten wird konsistent, wenn auch sehr theoretisch beantwortet. Er bedient sich zwar bei der politischen Theorie, verlässt dabei aber letztlich nicht das von ihm mit Foucault aufgespannte Feld der Sozialphilosophie. Dass andere Disziplinen – seien es die Sozialwissenschaften oder die Psychologie – auch gewinnbringend zur Beantwortung der aufgeworfenen Fragen beitragen könnten, spielt dabei keine Rolle. Dass sich Schubert so zwar einerseits nicht „verzettelt“, sondern konsequent argumentiert, ist seine große Stärke. Andererseits liegt darin aber auch die Schwäche seines Ansatzes, der über die Philosophie hinaus kaum Wirkung entfalten kann. Er schlägt zwar die Entwicklung einer darauf beruhenden Demokratietheorie vor, bleibt dabei aber sehr im Philosophisch-Theoretischen verhaftet, so dass eine Ableitung konkreter, begründeter Handlungs- und Entscheidungsmaximen für Politikgestalterinnen und -gestalter schwierig werden dürfte. Die Begriffe der negativen und positiven, quantitativen und qualitativen Freiheit sind diesbezüglich fruchtbarer. Die mit dem Titel geweckten Erwartungen dürften sich daher – vergleicht man sie mit der Wirkmacht der mitgedachten historischen Vorlagen – nicht erfüllen und auf das Gebiet der sozialphilosophischen Foucault-Rezeption beschränkt bleiben.

Dresden

Jana Licht